

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 42.

Donnerstag, 19. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

James Hutchinson versuchte, sie zu beruhigen. „Ich für meine Person bin mit der Veränderung vollkommen einverstanden. Das schafft klare Verhältnisse. Ich habe Sie nun für mich allein. Der da —“, er wies über die Achsel auf Doktor Müller, der heute abend nur Augen für die Preisgekrönte zu haben schien, „der zählt nicht. Der soll sich an sein Konfektionsgirl halten.“ Miß Edith schmolte weiter. „Ach Sie, General — Sie sind kein Flirt für mich. Sie sind ja viel zu bequem. Schade, daß dieses deutsche Fräulein nicht Englisch spricht. Zu der paßten Sie blendend.“

„Versuchen Sie doch, mich ein bißchen zu erziehen!“

Die blauen Puppenaugen überflogen die mächtige Gestalt, vom angegrauten Haar bis zu den kräftig vorgewölbten Schößen der Smoking-Westen. In Ihren Jahren?! Hoffnungsloser Fall.“

In Ellen Winterfelds Herzen war mehr als Kummer und Mißvergnügen. Eine brennende, schmerzvolle Spannung. Man war schon beim Nachtschlaf — und der Paß zu ihrer Rechten blieb leer.

Vergebens suchte der Kapitän, die still Verehrte aufzuheitern. Er wußte, warum sie so versonnen war, so abgelenkt. Er kannte das. Es war ja fast immer so. Er glühte in verschwiegener Anbetung — und die Göttin seiner Wahl lächelte oder trauerte über ihn hinweg zu einem andern.

Aber Jens Mertens ist Kavaliere. Er kann's nicht mit ansehen, wenn eine Frau leidet. Und wenn's die wäre, die ihn selber leiden macht.

Er winkte dem Steward: er solle sich erkundigen, warum der Herr Baron nicht zu Tische komme.

Als bald Bescheid: der Herr Baron lasse sich entschuldigen, er habe sich mit schweren Kopfschmerzen zu Bette legen müssen.

Ellen fing einen Blick James Hutchinsons auf: was hab' ich gesagt?! Sie schüttelte heftig mit dem Kopf. Er drohte warnend mit dem Finger.

Jens Mertens war glücklich. Heute abend würde er nicht von Frau Ellens Seite weichen. Die war gerührt, entschloß sich, den Guten zu belohnen. Er darf sie ins Kino begleiten.

Als Valentin Klamsoth am folgenden Morgen den Schalteraum betrat, dessen eine Hälfte sein Bureau darstellte, trat durch die Verbindungstür der Oberzahlmeister ein.

„Denken Sie, Klamsoth, was soeben passiert ist. Kommt doch einer von den Musikmachern zu mir ins Office — verlangt, daß ich ihm ein Paket im Safe aufbewahren soll!“

Der Obersteward stutzte. Seine Brauen hoben sich zur Stirnmitte. „Wetten, daß ich weiß, wer's war? Der mit dem Monotel — der Russe.“

„Getroffen! Wie kommen Sie auf den?“

Der sei ihm schon seit Anfang der Reise aufgefallen. Ein Neuer, und solch eine merkwürdige Erscheinung. . . . Daß er ihn bei der Frühmorgensandacht auf dem Sportdeck belauscht hatte und seitdem eine stille Schwäche für ihn empfand — das verschwieger. Aber es war wie eine Enttäuschung, eine Entweihung. War's nicht trotzdem möglich —? Es gibt auch sentimentale Halunken.

Ob er das Paket einmal sehen könne? Gewiß. Es fühlte sich an wie eine flache Zigarrenkiste. Ob er Angaben über den Inhalt gemacht? Sehr zögernd, ja. Er sei früher einmal in besseren Verhältnissen gewesen — das sei alles, was er aus dem Zusammenbruch seines Schicksals gerettet.

Klang glaubhaft genug. Immerhin — selbsterstehendes Zusammenreffen. . . .

Der p. Twardowski, das ist kein Passagier. Das ist ein Angestellter, ein Untergebener. Den braucht man nicht mit Samthandschuhen anzufassen. Da packt man zu.

Ein paar Minuten später steht der p. Twardowski, an allen Gliedern zitternd, zwischen dem Oberzahlmeister und dem Obersteward.

„Zeigen Sie Ihren Paß.“

Der Paß ist von der zuständigen Berliner Polizeibehörde ausgestellt. Beruf: Musiker. Geboren 1893 in St. Petersburg. Staatsangehörigkeit: Deutscher. Die habe er vor zwei Jahren erworben.

Einreisevisum? Nein — Zuzugsgenehmigung. Er wolle also drüben bleiben? Ja. Warum? Nicht sehr gut in Deutschland. Begreiflich — wenn einer sein russisches Vaterland verloren hat — lieber USA, als Germanija —, machten wir auch, wenn wir könnten, Klamsoth, wie?

Das möchte Valentin Klamsoth denn doch nicht zugeben. Na, egal — jetzt heißt's bei der Stange bleiben. Was in dem Paket drin sei?

Der Russe zittert heftiger. Das könne er nicht sagen — das sei sein Lehtes, sein Teuerstes. Man solle ihn nicht mit Fragen quälen.

„Wenn wir Ihnen nun sagen, daß ein Verdacht gegen Sie vorliegt?“

Der Russe zuckt zusammen. In seinem harten, schwerfälligen Deutsch fragt er:

„Oh, ich darf herr bitten — was fier e—ine Bärddacht?“

Herr Klamsoth denkt einen Augenblick nach. Der Oberzahlmeister ist ja noch nicht im Vertrauen. Man verständigt ihn durch einen Blick, der andeuten soll: ich fingiere ja nur, dem da gegenüber.

Es sei eine Denunziation gegen ihn eingelaufen. — ??! — Wegen bolschewikischer Umtriebe.

Dimitri Wassikewitsch richtet sich hoch auf: „Ich und — hol — Me — ine Herren — ich war Offizier Sei — ner Majestät Nikolai des Zwe — iten.“

Sieht wirklich so aus, als konnt' er's gewesen sein. Die beiden Inquisitoren werden um zehn Schattierungen höflicher. Sie sind beide ehemalige Dekoffiziere der Kaiserlichen Marine. Wissen, wie das tut, wenn man die Flagge streichen muß.

Dienst ist Dienst. Ins Herz sehen kann man keinem.

„Herr Twardowski — wir glauben Ihnen alles, was Sie da sagen. Wir beide sind ja auch gar nicht befragt, Sie dienstlich zu vernehmen. Sie unterstehen der Deutschen Seemannsordnung, das dürfte Ihnen bekannt sein. Es handelt sich hier nur um eine vorläufige Befragung. Es wäre natürlich am einfachsten, Sie öffneten vor unseren Augen das Päckchen da — und bewiesen uns, daß es nur harmlose Dinge enthält.“

„Das Päckchen — aufmachen?! Lieber sterben, meine Herren. Geben mir zurück — verwehr' ich häßler Käber.“

„Nun, wenn Sie nicht wollen, — wir können Sie nicht zwingen. Aber Sie können's ruhig hier lassen. Wir räumen Ihnen ein Fach im Safe ein, Sie können selber zuschließen und den Schlüssel an sich nehmen.“

Twardowski ließ sich beruhigen. Zog mit seinem Schlüssel ab.

Gedankenvoll stieg der Obersteward zum Speisesaal hinunter. Die verdammte Geschichte wurde immer widerlicher und mysteriöser.

Das gleiche dachte in diesem Augenblick der Kapitän. Auf dem Morgenrundgang hatte ein Herr ihn angesprochen, sich als Staatsanwalt Grunelius vorgestellt und ihm auf den Kopf zugesagt, an Bord des Schiffes befände sich jemand, der von den deutschen Fahndungsbehörden gesucht werde. Mertens war so verblüfft, daß er keinen ernstlichen Versuch gemacht hatte, das zu bestreiten.

Der Staatsanwalt fuhr fort: er brauche wohl nicht zu versichern, daß er, wenn auch nicht in beruflicher Eigenschaft auf dem Schiff anwesend, seiner ganzen Dienstauffassung und Weltanschauung entsprechend es für seine Pflicht halte, zur Ermittlung der von den deutschen Behörden gesuchten Persönlichkeit zu seinem Teile beizutragen. Der Kapitän nahm von dieser Hilfsbereitschaft mit einem Knurren Kenntnis, das Herr Grunelius als Zustimmung und Dank aufzufassen schien.

Der Staatsanwalt erzählte dann die merkwürdige Unterhaltung, die er vor kurzem mit dem Schauspieler gehabt.

Dem Kapitän wirbelte der Kopf. Er fragte ganz verloren:

„Sie meinen also — Sie denken — wenn ich Sie recht verstanden habe —“

„Ich dachte“, redete der Staatsanwalt sich auf, „ich hätte mich deutlich genug ausgedrückt. Vielleicht — es geht mich dienstlich nichts an — vielleicht — wie dieser Herr Stephany zu vermuten sich mir gegenüber den Anschein gegeben hat — liegt nur ein zivilrechtlicher Anspruch und ein entsprechender Antrag an die amerikanischen Gerichte vor, zur Sicherung eines Anspruchs auf Zahlung einer Vertragsstrafe wegen Kontraktbruchs den persönlichen Arrest gegen Herrn Stephany zu verhängen und zu vollstrecken. Vielleicht aber haben Sie in Wahrheit den Auftrag, eine an Bord befindliche Person wegen jenes Raubes zu beobachten — ein Tatbestand, von dessen tatsächlichem Zutreffen ich ja, wie ich Ihnen andeutete, durch einen grotesken Zufall Kenntnis erhalten habe. Es gäbe ja — mit einem unendlichen feinen Lächeln — „noch eine dritte Möglichkeit. Die nämlich, daß bei Ihnen bei den Aufträgen vorlägen.“

„Gott soll mich bewahren!“, entschlüpfte es Jens Mertens' gequälter Seele.

„— nämlich“, fuhr der Staatsanwalt, nunmehr noch feiner, wissender lächelnd fort, „nämlich daß sowohl ein persönlicher Arrest gegen Stephany, als auch ein Ersuchen um Beobachtung gegen Unbekannt wegen Raubes vorläge.“

Jens Mertens vermochte sich nur noch ein verzweifelter Grunzen abzurufen.

„Sollte das nicht der Fall sein, sondern etwa nur das letztunterstellte Ersuchen um Unterstützung der Bemühungen gegen Unbekannt vorliegen — dann, mein verehrter Herr Kapitän, möchte meine heutige Mitteilung für Sie denn doch einen Hinweis enthalten, dem nachzugehen sich möglicherweise lohnen dürfte.“

Der Kapitän brachte noch ein mühseliges Dantgestammel zustande. Als der Staatsanwalt sich entfernt hatte, tupfte er mit dem Taschentuch den gelichteten Haaransatz.

Hol' der Teufel die gottverdammte Schnüffelei... Ich hab's satt bis hier... Sollen sie auf jedem fahrenden Schiff einen Untersuchungsrichter stationieren!!

Schon kam neue Qual. Herr Klamfoth meldete den Vorfall mit dem russischen Musikanten — der sich als ehemaligen zarischen Offizier —

„Kann jeder sagen!“, fauchte der Kapitän. „Der Kerl ist mir längst verdächtig vorgekommen.“

Valentin Klamfoth hatte seit dem Morgenkonzert für Dimitri Bassiljewitsch etwas übrig. Schließlich habe man ja das eventuelle corpus delicti in Gewahrsam...

Na, Gott sei Dank!, brummte der Kapitän. Aber man solle den Musiker im Auge behalten. Wer könne denn wissen, ob nicht von jetzt an täglich ein paar Solitäre geklaut würden? Gestern abend seien die Damen noch immer reichlich behangen gewesen.

An der Frühstückstafel fand Mertens noch niemand anders als Mister Hutchinson. Der begrüßte den Kapitän, bat um Erlaubnis, sich der Gesellschaft halber an seine Seite setzen zu dürfen.

„Sagen Sie, lieber Cappy — als alter Freund darf ich mir wohl mal eine Frage erlauben: was ist eigentlich los —?“

Jens Mertens fühlte, wie die Galle ihm bis zum Hals emporquoll. Er beherrschte sich. Zermalmte, roten Kopfes, doch ohne Wimperzuden eine schinkenbelegte Röstschmitze zwischen seinen mächtigen Kinnbäden.

„Bei gewissen Leuten eine Schraube, wie es scheint, mein lieber General.“

„Alter Bursche, verstellen Sie sich nicht. Es ist was los auf unserer lieben, guten „Chicago“. Ihr Anschlag, daß man seine Kleinodien in euren Safe tun soll — so was macht ihr doch nicht zum Spaß. Die ewig lächelnde Missis Lewisohn kann sich den ganzen Abend kaum das Weinen verkneifen. Der Doktor Müller ist gestern nachmittag mit Frau Lewisohn und Frau Winterfeld Ihr Teegast gewesen. Am Abend wird er von den beiden Damen demonstrativ geschnitten. Ich könnte Ihnen noch mehr erzählen, Cappy! Die Unruhe beschränkt sich nämlich nicht auf den Kapitänstisch — es ist schon in breiteren Kreisen herum, daß irgend etwas nicht stimmt! Ich will nur noch eines fragen: dieser deutsche Baron, ein bislang kerngesunder Mann, ist plötzlich verschwunden. Cappy — alter Junge — wie hängt das alles zusammen?“

„Herrgottsdonnerwetter, seid ihr denn alle miteinander verrückt geworden?“, explodierte der Kapitän. „Jetzt fange ich aber auch mal an zu fragen! Wie kommt Ihnen überhaupt der Einfall, mich in dieser Weise zu interpellieren? Wer hat Ihnen einen Floh ins Ohr gesetzt? Heraus damit!“

Es war selten, daß Kapitän Mertens die Haltung verlor. Wer das erlebte, vergaß es nicht so bald. So gar der hartmögliche Amerikaner duckte sich.

„Aber Cappy — wer wird sich denn so aufregen? Ist ja nicht so schlimm gemeint! Schließlich hat man doch seine zwei Augen im Kopf — sieht und hört, was rund um einen herum vorgeht. Da muß man doch mal fragen dürfen!“

„Aber mich nicht!“, knurrte der Kapitän. „Wenn ihr euch untereinander verkracht habt, sagt's, dann laß ich euch getrennte Tische anweisen. Mehr kann ich nicht tun. Mehr tu' ich nicht. Aber an meinem Tisch bitt' ich mir Ruhe und Frieden aus.“

„Lieber Freund“, begütigte der Amerikaner, „nun nehmen doch Sie einmal Ruhe und Vernunft an! Es geht mir — um die reizende Frau, auf deren Platz ich augenblicklich sitze! Für die haben Sie doch auch etwas übrig, Cappy, Hand aufs Herz!“

„Warum soll ich nicht?“, murmelte Mertens, „ist doch, weiß Gott, 'ne entzückende Person —“

„Sie müssen so gut wie ich und der ganze Tisch gemerkt haben, daß die ihr Herz nicht ganz dicht gehalten hat — gegen ihren Nachbarn zur Rechten. Stimmt's?“

Der Kapitän antwortete nicht. Er hatte sich, ganz gegen seine Gewohnheit, ein großes Glas Zwetschen-schnaps bestellt. Das kippte er nun mit einem Ruck herunter.

„Ich sehe, Cappy, Sie wissen Bescheid. Da muß ich Ihnen sagen: ich habe Grund, dem Baron nicht zu trauen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bob spielt Schach.

Stizze von Herbert Steinmann.

Ehe Bob Vargas an diesem Abend das Hinterzimmer des kleinen Kaffeehauses betrat, in dem er seit wenigen Tagen regelmäßig mit dem ehrenwerten Washington D. Reed Schach zu spielen pflegte, überflog er noch einmal in Gedanken alles das, was er für seine besonderen Zwecke von seinem Spielpartner erfahren hatte, und gestand sich sofort, daß es allerdings herzlich wenig war. Und das machte ihm schwere Sorgen. Wie jeder tatkräftige und strebsame junge Mann, so wollte auch Bob in seinem Berufe vorwärtstommen. Er liebte starke und schnelle Erfolge, und nun wollte dieser langweilige Herr Reed nicht mit der Sprache heraus. Ja, diese Schachspieler, die haben es in sich!

Aber heute mußte der Generalangriff mit allen verfügbaren Mitteln unternommen werden. Denn schließlich war man ja nicht nur ein leidlicher Schachspieler, sondern auch ein in dem schönen New York nicht ganz unbekannter Einbrecher, der das sozusagen berechnete Interesse daran hatte, von dem Kassierer Washington D. Reed nun endlich hinterherum zu erfahren, ob sich eine kleine Operation an den blauen Tresors der Bankfirma Smith & Strong auch wirklich lohnen würde. Und mit dem Entschluß, sein Äußerstes nach dieser Richtung hin zu versuchen, riß Bob die Tür zum Hinterzimmer auf.

Der würdige, etwas zur Fülle neigende Herr, der an dem runden Tisch hinter den spielfertig aufgebauten Schachfiguren und den beiden riesigen Gläsern mit eisgekühlter Limonade saß, warf dem Eintretenden einen mißbilligenden Blick zu. Eine trodene Stimme knarrte: „Sie kommen schon wieder drei und eine halbe Minute zu spät, O'Donnell. Das schickt sich nicht für einen Bantangeestellten, selbst wenn er aus Chicago und zur Zeit auf Urlaub ist.“

„Ekel!“ dachte Bob und verfluchte die Minute, in der ihm die Idee gekommen war, sich diesem Bürokraten als „Fachkollege auf Urlaub“ vorzustellen. Aber der Topf mußte nun einmal ausgegessen werden. So flüsterte er denn demütig eine Entschuldigung und nahm Platz. Das Spiel begann.

Washington D. Reed schien an diesem Abend besonders übel gelaunt zu sein. „Passen Sie gefälligst auf Ihren Turm auf!“ fauchte er nach einigen Zügen. „Entsinnen Sie sich übrigens, wie Montana-Minen gestern kanden?“

Bob parierte mit dem Läufer. „334³/₄“, antwortete er, ohne mit der Wimper zu zucken, und freute sich der Vorsicht, mit der er in den letzten Tagen den Kurzzettel studiert hatte. Wollte ihn der da drüben etwa aushorchen? Dagegen mußte etwas getan werden. Bob zog die Dame vor und beobachtete interessiert die Mienen seines Gegners, die sich sichtlich verdüsterten. Dann sagte er: „Barbestände sind jetzt wohl überall rückläufig. Ich schätze, mehr als eine halbe Million werden Sie kaum zur Zeit liegen haben.“

Washington D. Reeds Gesicht war jetzt überhaupt nur noch Gewitter. Er rettete schleunigst einen ungedeckten Springer vor dem Anmarsch der feindlichen Dame. „Sie sind verflucht neugierig, O'Donnell. Gestern schon fragten Sie mich nach unseren Tresoren. Darf ich eigentlich mal wissen, in welcher Abteilung Ihrer Firma Sie zuletzt beschäftigt waren?“

Bob nahm einen ungedeckten Bauern mit der Dame. Dann lehnte er sich zurück und schlug ein wenig den Kopf zurück. Ein Metallschilbchen blinkte auf der Wette. „In der Überwachungsabteilung. Und deshalb, Herr Reed, möchte ich mir morgen mal Ihr Tresorsystem ansehen. Es soll ja eine gewisse Berühmtheit in Fachkreisen genießen. Und ich möchte doch so gern noch etwas dazu lernen.“

Der Kassierer starrte unentwegt auf das feindliche Angriffssystem. „Ein schöner Angriff“, sagte er halblaut, „wirklich ein

schöner Angriff, O'Donnell! Aber Sie haben mitunter von Fehlern, den Gegner zu unterschätzen. Sehen Sie nicht, daß ich Sie in drei Zügen matt setzen kann?“

Bob beugte sich über das Brett. Ein gleichmütiges Lächeln lag auf seinem jungen Gesicht: „Höchstens remis — unentschieden, Reed!“

Die beiden Männer saßen sich sekundenlang in die Augen. Dann gähnte der Kassierer hörbar. „Lassen wir das Spiel für heute, O'Donnell! Ich bin müde. Und im übrigen: Ich habe nichts dagegen, wenn Sie sich morgen unsere Tresors einmal ansehen wollen. Aber bitte nicht vor elf Uhr. Ich muß doch erst mal mit den“ — ein unangenehmer Hustenanfall unterbrach die Rede des würdigen Reed — „mit den Chefs sprechen. Bis dahin, O'Donnell.“

Dann trennten sich die beiden Spielpartner. —

Als Bob Vargas am nächsten Tage genau um elf Uhr das prächtige Portal des Bankhauses Smith & Strong durchschritt, hielt der Portier ihn mit respektvollem Grinsen auf. „Herr O'Donnell, nicht wahr? — Hier ist ein Brief für Sie.“

Verdutzt blieb Bob stehen und starrte fast eine Minute lang auf den weißen Umschlag, den ihm der Mann entgegenstreckte. Ein wahrer Wirbel widersprechender Gedanken drehte sich in seinem Kopfe. Und so entging es ihm, daß fast in demselben Augenblick im Hintergrund der Halle ein breitschultriger, glattrasierter Herr mit hochrotem Kopf eine Telefonzelle in einer Eile betrat, wie sie sich für die Würde eines Inhabers der Firma Smith & Strong durchaus nicht schickte.

Bob griff zu. Der Umschlag flatterte zu Boden. Immer größer und erstaunter wurden die Augen des angeblichen O'Donnell. Viermal mußte er das Schreiben lesen, ehe er es begriff. Dann warf er es ärgerlich von sich.

Eine Minute später rollte vor dem Bankhause Smith & Strong eine Autodroschke im beschleunigten Tempo ab, in dem ein Herr saß, der die grenlichste Kläue ohne Ende vor sich hin murmelte. Sie sind leider nicht wörtlich wiederzugeben, und so begnügen wir uns mit folgendem bezeichnendem Ausschnitt: „O, ich Ekel — verflüchter Reed — der dümmste Streich meines Lebens — nie wieder Schach — jetzt dieser Kerl mich doch beinahe matt — o, Reed, hätte ich das geahnt!“

Die Herren der New Yorker Geheimpolizei, die auf den Anruf des Herrn Strong hin um elf Uhr 15 Minuten in dem Bankhause eintrafen, konnten den verstörten Inhabern der Firma nur wenig Trost spenden. Der Tatbestand blieb leider allzu klar: Der ehrenwerte Kassierer Washington D. Reed war verschwunden, mit ihm ein beträchtlicher Teil des Inhalts der Tresore.

Unklar blieb in ihren Einzelheiten nur die Bedeutung eines beschriebenen Briefbogens, den man arg zerknüllt in der Vorhalle auffand. Der Text lautete:

„Mein lieber O'Donnell, wie Sie verflüchter Spürhund von Bandendetektiv hinter meine Unterschleife gekommen sind, ist mir rätselhaft. Zum Glück habe ich Ihre zarten Andeutungen bei unserer letzten Schachpartie recht verstanden. Die von Ihnen so geheimnisvoll angekündigte „Revision“ warte ich gar nicht erst ab — ich verdurste. Der Teufel soll Sie holen, Sie Spieß! Auf Rummerviedersehen! Washington D. Reed.“

PS. Und Sie sind doch ein miserabler Schachspieler.“ Das ist die Geschichte, wie Bob, der Einbrecher, Schach spielte und sich dabei um einen Partner und die Beute brachte.

Scherz und Spott

Das Richtige. „Dies Buch kostet nur zwei Mark, und Sie lachen dabei, bis Sie plaken“, sagte der Verkäufer. — „Das will ich nehmen“, griff der Kunde eifrig zu, „das ist das Richtige für meine Schwiegermutter.“

Das Reich der Technik

fahrbare Klangverstärkeranlagen.

Von Ernst Trebestus.

Da auch der leistungsfähigste Klangverstärker seine Darbietungen immer nur einem verhältnismäßig eng begrenzten Umkreis zu vermitteln vermag, so lag der Gedanke nahe, die für geschäftliche Zwecke bestimmten Anlagen fahrbar zu gestalten, um auf diese Weise im Laufe der Zeit an die Bewohner ganzer Städte oder Bezirke heranzukommen. Aus diesen Erwägungen heraus entstanden die in Automobilen eingebauten fahrbaren Musik- und Sprachübertragungsanlagen, denen sich neuerdings die Lautsprecherwagen für Rundfunkreportage angeschlossen haben.

Der Bau derartiger Anlagen stellte freilich die Radiotechniker vor recht heikle Aufgaben, da die beim Fahren auftretenden, oft sehr starken Erschütterungen neben einem stabilen inneren Aufbau der Apparaturen auch eine gut gedachte Aufstellung der einzelnen Geräte erforderten. Weitere Schwierigkeiten bereitet der beschränkte Raum, der zu einem engen Zusammenbau aller Apparaturen ohne Rücksicht auf die dadurch gegebene gegenseitige Beeinflussung zwingt, und dann vor allem die Stromversorgung.

Wenn sich auch die Anordnung der Geräte nach dem jeweils vorhandenen Raum im Innern des Autos von Fall zu Fall verschieden ergibt, so muß doch darauf gesehen werden, daß die leicht beeinflussbaren Geräte, zum Beispiel die Nebenschluß-Rundfunkgeräte, so weit als möglich von etwa

eingebauten Umformern und vor allem von der Zündung des Automotors entfernt untergebracht werden. Wird eine Mikrophonbatterie im Wagen vorgezogen, so darf der Lautsprecher nicht ins Wageninnere zurückwirken.

Hinsichtlich der Stromversorgung der fahrbaren Klangverstärkeranlagen stehen zwar verschiedene Wege offen, doch ist deren Beschreibung zuvor wohl zu überlegen. Auf reinen Batteriebetrieb wird man des hohen Gewichtes der Akkumulatoren und ihrer beschränkten Betriebsdauer wegen verzichten, so einfach in rein technischer Hinsicht diese Lösung des Problems auch wäre. Auch die normale Starterbatterie in Pufferhaltung mit einem vom Automotor angetriebenen Generator ist nur für eine kleinere Anlage ausreichend. Als weitere Möglichkeit steht ferner die Verwendung eines besonderen Benzinmotors für die Stromversorgung offen. Da dieser die Gesamtanlage wesentlich verteuert, so wird man nur bei hohem Leistungsbedarf, wenn zum Beispiel noch für Kellerausleuchtung Strom erforderlich ist, zu dieser Möglichkeit greifen. Verzichtet man gänzlich auf eigene Stromversorgung und richtet man die fahrbare Anlage für direkten Anschluß an das jeweils vorhandene Starkstromnetz ein, so wird die Freiheitsgrad der Anlage sehr beschränkt, da sie natürlich nur an Stellen mit vorhandenem Netzanschluß in Tätigkeit treten kann. Allerdings ist hier noch die Möglichkeit gegeben, in dem Wagen eine Batterie einzubauen, damit er auf einige Stunden unabhängig vom Starkstromnetz wird.

Aus all diesen Erwägungen ergibt sich deshalb als die geeignetste Kraftquelle der Motor des Autos selbst. Man läßt ihn auf einen sogenannten Konstantspannungsgenerator, der noch bei Drehzahlabweichungen von 1:2 die Spannung hält, arbeiten. Sie sind freilich für mittlere und kleine Anlagen verhältnismäßig zu teuer und außerdem auch noch belastungsempfindlich. Da diese Generatoren nur Gleichstrom abgeben, für größere Leistungen der Klangverstärkeranlagen nach dem heutigen Stand der Technik indessen nur Wechselstrom-Netzanschlußverstärker in Frage kommen, so muß der Gleichstrom noch umgeformt werden. Bei den beschränkten Raumverhältnissen ist dies ein recht lästiger Nachteil.

Erfordert somit schon die Wahl der geeignetsten Stromquelle sorgfältigste Überlegungen, so bereitet auch die sachgemäße Anordnung der entsprechenden Klangverstärkerapparaturen nicht minder eingehende Erwägungen. Wird doch von derartigen fahrbaren Anlagen in den meisten Fällen sowohl der Rundfunkempfang als auch die Schallplattenübertragung und außerdem oft noch Vortragsrede durch ein Mikrophon verlangt. Wenn außerdem noch eine kleine Kinoapparatur die das Vorführen kleiner Filme mit Rundfunk- oder Schallplattenmusik erlaubt, eingebaut werden soll, so erfordert die dem Radiotechniker gestellte Aufgabe eine weitere Erschwerung.

Bei einem von S. u. S. für die Mitteldeutsche Rundfunk-A. G. Peinzig ausgerüsteten Lautsprecherwagen, der zu Werbezwecken für den Rundfunk und auch zu Reportagen benutzt werden soll, hat die eingebaute Verstärkeranlage eine Ausgangsleistung von 15 W. Sie wurde außer für Rundfunkempfang auch für Schallplattenübertragung und Vortragsrede durch ein Protomikrophon eingerichtet. Die Wiedergabe erfolgt durch eine sogenannte Lautsprecherkombination, die aus der Zusammenschaltung eines kleinen Röhrenlautsprechers mit einem SH-Dyn-Lautsprechers auf gemeinsamem Schallbrett besteht. Ferner wurde eine kleine Kinoapparatur eingebaut, die ihre Bilder auf eine Mattglasleiste an der Rückwand des Wagens wirft. Diese Einrichtung ermöglicht die Vorführung kleiner Filme mit Rundfunk- oder Schallplattenbegleitmusik.

Da die Verstärkeranlage und der Kinoapparat für Netzanschluß eingerichtet sind, so wurde außerdem ein vom Automotor angetriebener Konstantspannungsgenerator eingebaut, damit die Anlage auch bei fehlendem Netzanschluß betriebsfähig bleibt. Der Automotor ist für diesen Fall mit einem Spezialvergaser ausgerüstet, um seinen Benzinverbrauch recht sparsam zu gestalten. Bei Stromerzeugung durch den Automotor sind verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden, um die Entzündung des Rundfunkempfangs zu erzielen. Macht sich doch in diesem Falle die Einwirkung der Motorzündung recht unliebsam bemerkbar. Außer den normalen Störchuttmitteln muß deshalb eine gemeinsame Abschirmung der zur Zündung gehörenden Teile mittels starkem Kupferblech angewendet werden.

Auf Kabeltrommeln werden mehrere hundert Meter Mikrophon-, Lautsprecher- und Netzanschlußleitungen mitgeführt. Für Reportagen führt der Wagen einen tragbaren Sendeverstärker mit allem Zubehör mit.

Die längste Hängebrücke der Welt.

Als die größte Ingenieurleistung, die in jüngster Zeit in den Vereinigten Staaten vollbracht worden ist, wird die Errichtung der neuen Hängebrücke über den Hudsonfluß von der amerikanischen Presse gefeiert. Es ist die längste Hängebrücke der Welt; sie erhebt sich 75 Meter über den Fluß, wo er zwischen einem Hügel am oberen Ende New Yorks und den Palisaden von New Jersey dahinfließt. Der spannendste Augenblick bei diesem Unternehmen, das im Mai 1917 begonnen und Anfang 1932 vollendet sein wird, ereignete sich dieser Tage, als die Träger der 1100 Meter langen Hauptspannung des über 1200 Meter langen Baus, die sich immer mehr näherten, schließlich zusammenstießen und auf einen Viertelsoll genau aneinanderpakteten. Diese Brücke, die erste, die über den Hudsonfluß zwischen der Stadt New York und dem benachbarten Staat nach Westen geschlagen wird, ist an vier Hauptkabeln aufgehängt, von denen jedes aus 26 474 Stahlstrahlen besteht. Jeder Draht hat eine Stärke von mindestens 220 000 Pfund auf den Quadratzoll. Die Kabel sind 36 Zoll im Durchmesser stark und wiegen 28 450 Tonnen; sie vermögen ganz sicher eine Last von 350 000 Tonnen zu tragen, doch dürfte die Belastung der Brücke niemals ein Viertel dieses Gewichtes übersteigen. Die 200 Meter hohen Türme sind so angelegt, daß sie imstande wären, das doppelte Gewicht der Brücke zu stützen; sie bestehen aus 40 000 Tonnen Stahl. Der Turm auf der New Yorker Seite ruht auf Felsgestein, während der andere auf einem Mauerwerk errichtet ist, das in die Felsen des Flußbettes eingebaut wurde. Die Brücke, deren Gesamtkosten auf 240 Millionen Mark beziffert werden, hat zwei Stockwerke. Das obere ist für den Kraftwagenverkehr eingerichtet und hat zwei breite Wege für Fußgänger; auf dem unteren Stockwerk befinden sich vier Schienenwege für die elektrischen Straßenbahnen. Nachdem schon der unter dem Wasser des Hudson angelegte sogenannte Holland-Tunnel, den in den ersten 36 Monaten 31 Millionen Fahrzeuge passiert haben, sich als ungenügend für den Verkehr erwiesen hat, wird die neue Brücke ein dringendes Bedürfnis befriedigen.

Technische Neuigkeiten.

Die elektrisch geheizte Fuhmatte. Die bekannten elektrischen Fuhwärmer können meist nur im Zimmer verwendet werden, und ihre Stoffüberzüge werden von schmutzigen, schneebedeckten Schuhen leicht ruiniert. Eine Abhilfe schafft jetzt die elektrisch beheizte Kokosmatte, die neuerdings auf den Markt gebracht wurde. Die Matte mit eingearbeitetem Heizwiderstand und Stederschnur ist so gut wie unzerstörbar; sie kann Schnee und Rasse unbegrenzt vertragen und jederzeit gereinigt werden. In der Kirche wird sie in den Betstühlen, vor den Altären und auf der Kanzel sowie im Beichtstuhl willkommen sein; der Schupo auf dem Verkehrsturm und auf dem elektrisch beleuchteten Straßenpodeßt wird sie gut gebrauchen können, und dem Straßenbahnkassierer, dem Verkäufer in kalten und zugigen Lokalen wird sie eine Wohltat sein. Als Auto- oder Flugzeugmatte kann sie auch für 6 Volt Spannung geliefert werden.

Ein Tresorschloß für Autos. Trotz aller möglichen Vorsichtsmaßnahmen wollen und wollen die Autodiebstahle nicht aufhören, und jeder Kraftwagenbesitzer erleidet Todesangst, so oft er seinen Wagen auf der Straße stehen lassen muß. Die Sicherungen, die in die Stromkreise der Wagen eingeschaltet werden und diese durch Drehung eines Schlüssels unterbrechen, bieten keinen genügenden Schutz, da der Schlüssel oft versehentlich stecken gelassen wird und außerdem ein Dietrich genügt, um die Sicherung zu öffnen; ganz abgesehen davon, daß jeder Autodieb sich ohne weiteres Schlüssel für die gebräuchlichsten Wagentypen verschaffen kann. Eine neue Sicherung, die nach dem Muster der bekannten Kombinationschlösser der Geldschränke konstruiert ist, gewährt einen viel verlässlicheren Schutz, weil sie die Zündstromkreise nicht nur unterbricht, sondern die Zündreihenfolge derart vertauscht, daß ein Anlassen des Wagens durch unberufene Hand völlig ausgeschlossen ist. Nur demjenigen, der die Buchstabenkombination des Schlosses kennt, ist es möglich, den richtigen Stromkreis wiederherzustellen. Das Verschließen des Wagens geschieht durch einfache Drehung des Buchstabenringes; Schlüssel, die verloren gehen und vergessen werden, fallen fort, und neben Diebstählen werden auch Schwarzfahrten verhindert.